

der eine silberne, siebenzig Mal sein eigenes Gewicht habende und auf vier Rädern ruhende Kanone zog; auch verrieth das Thierchen wenn man dieselbe mit Schießpulver lud und abfeuerte, kein Zeichen von Schrecken.

Die Coca.

(Erythroxyton Coca. Lam.)

Es ist in der That eine auffallende Erscheinung, daß fast jeder Völkerstamm ein eigenes Mittel, ein Narcoticum besitzt und gebraucht, um sich damit, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, in einen glücklichern Zustand zu versetzen, in dem man alles Unangenehme des Lebens vergessen und sich eine schönere Welt und ein glücklicheres Leben wenigstens erträumen kann, — mit einem Wort, ein Mittel, um sich mehr oder weniger zu be- rauschen. Diese Mittel sind meistens so aufregend und spannen das Nervensystem dergestalt an, daß auch die schlaffste Phantasie Bilder hervorrufft, deren man sich im gewöhnlichen Zustande nie zu erfreuen hat.

Je tiefer ein Volk auf der Leiter der geistigen Fähigkeiten steht, um so gröber sind diese Reizmittel, womit es sein Bewußtsein zu betrügen und sich von der dumpf gefühlten innern Leere zu befreien sucht. Es versteht sich von selbst, daß der feiner gebildete Europäer es in der Erfindung und Benutzung solcher Mittel am weitesten gebracht hat. Braantweine, aus den verschiedensten Stoffen bereitet, natürliche und mannfach gekünstelte Weine, Bier, Thee, Kaffee, Tabak &c. stehen ihm zu diesem Zwecke zu Gebote, während der arme Kaufschadale Stücke getrockneter Fliegenschwämme verschluckt und dann eine ziemliche Masse Wasser dazu trinken muß, um sich in Mitte seines rauhen, unfreundlichen Klima's ein Elysium träumen zu können.

Der in der Ueberschrift genannte Strauch liefert den Eingeborenen in einigen Gegenden von Peru, besonders in denen, wo es Bergwerke gibt, ein solches Reizmittel. Es dürfte um so angemessener erscheinen, diesen Gegenstand hier näher zu beleuchten, da die frühern Nachrichten, die uns über die Coca zukamen, ganz irrig zu sein scheinen. Man hatte die Coca als eine wahre Wohlthat der Natur bezeichnet; sie sollte so nahrhaft sein, daß die Eingeborenen auf Reisen und bei schwerer Arbeit vier bis fünf Tage lang weiter keine Speise zu sich zu nehmen brauchten. Diese Nachrichten fanden sogar in Schulbüchern Aufnahme, wie z. B. in dem Lehr- und Lesebuch von Dr. Ch. Th. Roth, Director des Großherzoglich hessischen Schullehrer-Seminars zu Friedberg, welches noch hinzufügt, daß die Leute durch den Gebrauch dieses Mittels weder Hunger, noch Durst, noch Ermüdung fühlten, und ohne Nachtheil für ihre Gesundheit acht bis zehn Tage und Nächte den Schlaf entbehren könnten.

Es ist zwar eine bekannte Thatsache, daß man sich den Hunger durch eine Pfeife Tabak oder durch das Rauchen einer Cigarre stillen kann, sowie daß sich bei starken Rauchern und Trinkern die Eklust mehr und mehr verliert; es wird aber Niemand einfallen, zu behaupten, daß das Rauchen oder das Trinken in dem Grade nährt, daß dadurch die gewöhnliche Nahrung ersetzt wird. Möglicherweise verhält es sich mit der Coca ebenso.

Die Coca erscheint als Busch von sechs bis acht Fuß Höhe, den der Nicht-Botaniker sich am ersten noch unter der Form eines gerade gewachsenen Schwarzdornstrauches vorstellen mag, welchem die Coca durch zahlreiche kleine, weiße Blüthen und das freundliche Grün der Blätter gleicht.

Wo die Pflanze wild anzutreffen ist, scheint eben so wenig, wie von vielen andern Pflanzen genau bekannt zu sein, die den Menschen auf seinen Wanderungen begleiten. Sie gedeiht am besten in dem milden, aber sehr feuchten Klima der Subandinen auf Höhen zwischen 2000—6000 Fuß über dem Meere, wo das Quecksilber nicht leicht unter 15° C. sinkt und eine größere Regelmäßigkeit aller meteorologischen Erscheinungen stattfindet,

als irgendwo sonst in sehr bergigen Gegenden. In den von Lima nördlich gelegenen Bezirken ist die Cultur der Coca vorzugsweise in den Provinzen Huanuco und Guamalies verbreitet, in der letztern besonders im Thale des Monzon, eines Seitenflusses der Huallaga, jedoch nur erst seit kurzer Zeit, indem Huanuco allein der zunehmenden Nachfrage zu genügen nicht vermochte. Die Coca von Huanuco ist nämlich im nördlichen Peru die berühmteste.

Wenn man auf die in allen wärmern Ländern gewöhnliche Weise den Urwald niedergeworfen und abgebrannt hat, welches gegen Ende der trockenen Jahreszeit geschieht, so schreitet man zur Aussaat der Coca mittels der Beeren, die nur dann gesammelt und im Schatten getrocknet werden dürfen, wenn ihre Reife durch dunkelscharlachne Färbung angezeigt ist. Um Ansteckung durch Fäulniß unter den getrockneten Beeren zu verhüten, liest man die schadhafte aus und wirft die übrigen in Gefäße mit Wasser. Das Obenschwimmen deutet auf Insectenstiche und Taubheit und veranlaßt neue Sichtung. Mit möglichster Beobachtung der Symmetrie werden mittels eines platten Eisens Löcher in den Boden gegraben von ein Viertel Vara¹⁾ im Geviert, mit senkrechten Seiten und ein halb Vara tief. In ein jedes wirft man eine Handvoll Samen, allein man deckt sie, um das Anfaulen zu vermeiden, nicht zu. Gegen hundert Pflanzen gehen gemeinhin auf und wachsen fröhlich empor, wenn die Aussaat zur richtigen Zeit, d. h. im November, geschah; sie bleiben fünfzehn bis achtzehn Monate an derselben Stelle, wobei freilich gar viele aus Mangel an Raum ersticken. Ungefähr im zweiten Februar, also vierzehn Monate nach dem Säen, verpflanzt man die jungen, noch astlosen Sträucher nach andern Stellen, und wo möglich in gerader Richtung drei Viertel Vara von einander entfernt. Diese Stellen bilden die eigentliche Pflanzung, Cocal genannt. In ihnen ist der Strauch bestimmt, sein Leben zu verbringen. Die ganze weitere Behandlung besteht in der Entfernung des Unkrautes, zeitweiser Auflockerung des Bodens und

¹⁾ Eine Vara hat drei Fuß.

Ableitung des Wassers. Das Jäten muß wenigstens alle drei Monate, theilweise Reinigung aber zu Ende jeden Monats vorgenommen werden. Die Zeit der ersten Ernte wird durch die größere oder geringere Güte des Landes bestimmt; denn auf bestem Boden kann man sie nach drei Jahren, auf schlechtem erst nach fünf Jahren erwarten. Der ausgewachsene Strauch gibt alle dreizehn bis vierzehn Monate eine Ernte, welche in den Blättern besteht; da aber die Reife der Blätter sehr vom Standorte und dem Alter der Pflanze abhängt, so geht auf großen Pflanzungen das Einsammeln das ganze Jahr hindurch fort. Das einzige, aber für untrüglich gehaltene Mittel, um die Reife der Blätter zu erkennen, ist ihre Steifheit; biegen sie sich bei dem Anfassen, so gelten sie für zu jung; Farbe und Größe entscheiden nichts. Brechen die Blätter, was in der Regenzeit schneller geschieht, so darf ihre Einsammlung nicht aufgeschoben werden, weil der Strauch sie sonst freiwillig abwirft. Die Ernte findet Statt, indem man die Zweige mit beiden Händen erfaßt und die Blätter etwas gewaltsam abstreift; eine Arbeit, die nach einiger Dauer selbst die Hände eines Tagelöhners wund macht.

Eine etwas abweichende Nachricht hierüber gibt der französische Reisende Grandidier. Er sagt: „Nach der ersten Ernte, welche fünfzehn Monate nach der Verpflanzung der Pflanze stattfindet, treibt der Strauch nach allen Seiten und nach zwei Jahren ist er in ‚Bria‘ d. h. in voller Kraft. Man kann dann alle vier, oder wenn die Pflanzung gut bewässert ist, alle drei Monate Ernte haben. Die Bria dauert aber nur vier Jahre, nach welcher Zeit der Cocal abzusterben anfängt. Eine Arroba (fünf und zwanzig altfranzösische Pfund) Cocablätter, gegenwärtig etwa neun spanische Thaler an Werth, bildet die Ernte von zwei oder drei Cabezas; eine Cabezas aber nennt man eine Furche von fünfzig Meter Länge mit etwa tausend Cocasträuchern. Das Pflücken der Blätter wird den Frauen, Kindern und den Greisen überlassen. Fünf Frauen vermögen in einem Tage bei gedeihlichem Zustande der Pflanzungen eine Arroba Blätter zu pflücken.

Zum Trocknen der Blätter bedient man sich allein der Sonnenhitze; denn obgleich eine Menge künstlicher und dabei einfacher und wenig kostender Vorrichtungen möglich wäre, theils um diese Arbeit zu erleichtern, theils auch um die Erreichung ihres Zweckes zu sichern, so widersezt sich doch Indolenz und Vorurtheil den Neuerungen. Gelingt das Trocknen unter besonders günstigen Verhältnissen innerhalb eines Tages, so gilt die erhaltene Waare für die beste und wird als solche (Coca del dia) besonders gesucht und gut bezahlt. Das Blatt ist in diesem Falle schön hellgrün und glatt. Die braunen, weniger schnell getrockneten Sorten sind wohlfeiler. Die endlich glücklich getrocknete Coca wird, um sie in diesem feuchten nebeligen Klima vor Feuchtigkeit zu schützen, in große wollene Teppiche eingeschlagen und einstweilen in den Häusern aufbewahrt; allein je mehr man diese Zeit abkürzen, je schneller man die Waare aus den feuchten Wäldern hinausfenden kann, um so sicherer ist man vor Verlust durch die Anziehung der Feuchtigkeit der Atmosphäre.

Diese mit vieler Sorgfalt getrockneten Blätter sind der Gegenstand eines lebhaften Handels, und ihr Gebrauch ist so alt, wie die erste Kunde der peruanischen Geschichte; denn das rohe Urvolk erhielt von dem Cadmus der Hochgebirge, von Titicaca, die Pflanze; und wohin später auch die Incas vordrangen, verbreiteten sie unter den Besiegten als Wohlthat die Coca. In dessen der Anblick eines im Genusse Begriffenen ist weit entfernt, die Sage des göttlichen Ursprungs der Sitte zu rechtfertigen, und die Beobachtung ihrer Wirkungen stellt die Coca mit manchen ähnlichen Genüssen auf gleiche Stufe, die nur die Erfindung roher Menschen sein konnten und nur mit der Nothheit verträglich sind.

Ungefällig liegt ein Indianer im Schatten ausgestreckt und nimmt abwechselnd einige dieser Blätter und fein gepulverten Kalk als Würze in den Mund. Lautlos, vielleicht unwillig schon über den, der ihn durch eine Anrede stört, treibt er den Genuß wohl eine halbe Stunde, indem er den Speichel verschlingt und die ausgekauften Blätter von Zeit zu Zeit durch neue ersetzt.

Die größte Eile seines Herrn, seine laute Ungebuld, selbst ein herbeziehendes Unwetter vermögen den Indianer dann nicht aus seinem unerträglichem Phlegma aufzuscheuchen. Der Weiße, der es unternähme, seine Diener in diesem Genusse zu beschränken, würde von ihnen verlassen werden, und eher darf man erwarten, daß der Indianer Entziehung von Nahrungsmitteln ertrüge, als das Verbot, alle freien Augenblicke sogleich zum Genusse der Coca zu mißbrauchen. Hat sich solche Gelegenheit nach verhindernden Beschäftigungen endlich ergeben, so ist seine Sehnsucht nach dem Genusse durch nichts zu zügeln; sie wird von ihm selbst mit dem Heißhunger verglichen. Nur in ruhiger Abgeschlossenheit ist das Vergnügen rein; denn durch Reiten und Gehen verliert es. Will der Reisende seine Begleiter in dem Kahu oder auf den Maulthieren bei Laune erhalten, so muß er wohl vier Mal im Tage ihnen solche zeitraubende Pausen vergönnen, da selbst der Landbesitzer seinen Arbeitern ein ähnliches Opfer bringt. Nie ist es gelungen, einen Coquero, so nennt man in Peru die entschiedensten Freunde jenes Genusses, von seinem Laster zu entwöhnen; ein Jeder erklärt, eher den Mangel an dem Nothwendigsten ertragen zu können. Solchen Reiz besitzt der Gebrauch, daß die Neigung zu ihm mit dem Alter zunimmt, so sehr auch seine unverkennbar übeln Folgen hervortreten mögen. Man staunt bei dem Anblicke einer so räthselhaften Vorliebe für ein Blatt, das frisch und getrocknet sich nur durch geringen Geruch auszeichnet, nichts Balsamisches hat und in kleinen Mengen nur grasartig oder höchstens bitterlich schmeckt. Das Staunen schwindet jedoch, wenn man durch Beobachtung der Wirkung und durch eigene Versuche zu dem Resultat kam, daß die Coca als aufregendes Mittel das Nervensystem in dieselbe Spannung wie Opium zu setzen vermag.

Den Indianer America's, besonders aber denjenigen der peruanischen Anden, umfängt, trotz der umgebenden Civilisation, ein ungewisses Ahnen einer unverbesserlichen Unvollkommenheit im drückendsten Grade, und daher eilt er, von solchem melancholischen Mißgefühl durch heftige Aufregung sich zu befreien. Daraus erklärt sich nicht allein der Gebrauch der Coca, sondern

auch die grenzenlose Neigung zu geistigen Getränken, die kaum ein anderes Erdenvolk mit ihm in gleichem Maße theilt. Die Coca ist dem Peruaner die Quelle seiner besten Freuden; denn unter ihrer Einwirkung weicht der gewöhnliche Trübsinn von ihm, und seine schlaffe Phantasie stellt ihm dann Bilder auf, deren er sich in gewöhnlichem Zustande nie zu erfreuen hat. Kann sie auch nicht ganz die entsetzliche Ueberreizung hervorbringen, wie das Opium, so versetzt sie doch in einen nicht unähnlichen Zustand, welcher darum doppelt gefährlich ist, weil er, in schwächerem Grade zwar, weit länger anhält. Längere Beobachtung vermag allein diese Thatsache erkennen zu lassen; denn der Neuling erstaunt zwar über die mancherlei Uebel, von denen die Männer mancher Volksklassen Peru's befallen werden, ist aber weit entfernt, sie der Coca zuzuschreiben. Ein Blick auf einen leidenschaftlichen Coquero gibt die gewünschte Erklärung. Für alle ernstere Lebenszwecke unbrauchbar, ist ein solcher der Sklave seiner Leidenschaften mehr noch als der Trinker, und setzt sich des Genusses wegen weit größern Gefahren aus, als dieser. Da die Zauberkräft des Krautes nur dann in vollem Maße empfunden werden kann, wenn die gewöhnlichen Anforderungen des täglichen Lebens oder die Zerstreuung des Umganges die Geisteskräfte zu beschäftigen aufhören, so zieht der echte Coquero sich in das einsame Dunkel oder in die Wildniß zurück, sobald die Sehnsucht nach dem Rausche unwiderstehlich wird. Sinkt auch die im düstern Urwalde doppelt unheimliche Nacht herab, so bleibt jener doch unter dem Baume, den er sich erwählte, ausgestreckt liegen. Ohne ein schützendes Feuer neben sich zu sehen, hört er gleichgültig das nahe Schnauben der Onze, des Tigers America's, und achtet es nicht, wenn unter rasselndem Donner die Wolken in Regensfluthen sich ergießen oder der gleichzeitig furchtbar hausende Sturm die ältesten Bäume entwurzelt. Nach zwei Tagen kehrt er gewöhnlich zurück, mit eingefallenen Augen, bleich, zitternd, das furchtbare Bild eines unnatürlichen Genusses. Wer ein Mal von dieser Leidenschaft ergriffen wurde und dabei in Verhältnisse geräth, die ihre Ausbildung begünstigen, ist verloren.

Man hört in Peru wahrhaft traurige Geschichten von jungen Leuten der bessern Familien, die bei einem zufälligen Besuche der Wälder die Coca aus Langeweile zu gebrauchen anfangen, bald ihr Geschmack abgewannen und von diesem Zeitpunkt an, für das civilisirte Leben verloren und wie von einem bösen Zauber ergriffen, sich weigerten, nach den Städten zurück zu kehren. Man erzählt, wie endlich die Angehörigen einen solchen Flüchtling in einem abgelegenen Indianerdorf entdeckten, und ihn, trotz seiner Thränen, nach der gesitteten Heimath entführten. Allein stets war solchen Unglücklichen das Leben in der Wildniß eben so lieb, als die geordneten Verhältnisse der Städte verhaßt geworden, indem die öffentliche Meinung den weißen Coquero verdammt, wie unter uns den zügellosen Trinker. Daher entweichen sie bei erster Gelegenheit von neuem, um, entadelt, unwürdig der weißen Farbe, des Stempels natürlich höherer Stellung, und zu Halbwilden herabgesunken, durch den ausschweifenden Genuß des aufregenden Blattes vorzeitig dem Tode zu verfallen.

Man hört in Peru oft die Unwissenden von der Coca wie von einer Wohlthat des Himmels und einem Wunderkraute sprechen, dem die sonderbarsten Wirkungen zugeschrieben werden. Freilich treibt nicht Jeder den Genuß wie der leidenschaftliche Coquero, und Mancher mag daher, ohne sehr übele Folgen zu erfahren, bis an sein Alter Coca kauen. Langsam gewöhnt sich ja der Körper auch an Tabak und ähnliche Dinge. Allein man urtheilt über die Wirkungsart sehr irrig; denn daß eine solche Pflanze nur durch Nervenreiz wirksam sein könne, entging stets der Menge, die keine Sache tief zu ergründen liebt.

Man sieht in der That überraschende Beispiele von Ausdauer durch Coca herbeigeführt, allein deshalb noch nicht die Verwirklichung der Fabeln, die zum Theil sogar in vielen Büchern wiederholt worden sind. Der Bergmann verrichtet zwölf Stunden lang die furchtbar schwere Arbeit in einer Grube und verdoppelt bisweilen aus Eigennutz und Nothwendigkeit diese Periode. Außer einer Hand voll gerösteter Maiskörner genießt er keine Speise, wohl aber macht er alle drei Stunden eine Pause, um Coca zu kauen. Er würde schlecht und unwillig arbeiten, ließe

ihm der Grubenherr sein Lieblingskraut mangeln, und er vervierfacht seine Anstrengung, wenn er dazu Branntwein erhält, der nach seiner Ansicht den Wohlgeschmack erhöht. Allein nach der Rückkehr von der Arbeit, die er mittels solcher Reizungen länger aushält, als ein Europäer es vermöchte, bedarf er, so lange die Coca noch keine Krankheit herbeigeführt hat, ebenso wohl der Nahrung, als jener, und nimmt sie dann in Mengen zu sich, die bei Betrachtung ihrer elenden Beschaffenheit Erstaunen erregen. Ein Gleiches gilt von dem Indianer, der als Bote und Lastträger oder als Verkäufer seiner eigenen Producte zu Fuß die Anden durchzieht. Bloß von Zeit zu Zeit Coca kauend, legt er mit hundert Pfunden auf seinem Rücken auf unbeschreiblich rauhen Wegen zehn Leguas in acht Stunden Zeit zurück. Allein bei all diesem bleibt die Coca nur ein Reizmittel, welches leicht gefährlich wird und dem ein Mal mit Leidenschaft ihr Verfallenen kein Entkommen gestattet. Kann man auch nicht in Abrede stellen, daß sie Tausenden unglücklicher Wesen eine kurz dauernde Erleichterung verschafft, daß ihr Gebrauch unansrottbar ist, und daß sie sich in staatsökonomischer Beziehung von großer Wichtigkeit erweist, so kann man doch nicht umhin, der treuherzig ausgesprochenen Meinung eines altspanischen Chronisten beizupflichten, „daß der Gebrauch der Coca bloß eine verdorbene Gewohnheit sei, solcher Menschen, wie die Indianer nun einmal sind, vollkommen würdig.“¹⁾ Alle Peruaner der gemeinen Klasse sind an dies Kraut gewöhnt; nur machen die Neger und die Küstenbewohner hin und wieder eine Ausnahme. Geht doch der Aberglaube der niedrigsten Volksklasse

¹⁾ Diese hier ausgesprochene Ansicht über die Coca läßt sich um so weniger anzweifeln, da sie von einem Manne herrührt, der an Ort und Stelle Gelegenheit hatte, sich selbst davon die untrüglichsie Gewißheit zu verschaffen. Dieser Mann ist Prof. Dr. Poeppig in Leipzig, der lange Zeit als Naturforscher in Südamerica lebte und der sich in seiner höchst belehrenden, aber viel zu wenig gekannten „Reise in Chili, Peru und auf dem Amazonenstrom während der Jahre 1827 bis 1832“ darüber an verschiedenen Stellen ausspricht. Aus diesem Werke sind vorstehende Mittheilungen zusammengestellt.

in den Wäldern von Huanuco selbst so weit, daß man dem Sterbenden Coca in den Mund schiebt, und seine Erklärung, daß er den Wohlgeschmack empfinde, für eine sicheres Zeichen seiner Seligwerdung nimmt!

Mit Ausnahme einiger Gegenden Brasiliens ist die Art des Gebrauchs überall dieselbe. Der Coquero trägt einen kleinen Beutel mit sich zur Bewahrung der ganzen Blätter; denn die zerbrochenen erklärt er für weniger gut, die kleinen Fragmente, den abgefallenen Staub wirft er weg. Eine kleine Calabasse enthält sehr fein gemahlene Kalk. Durch den Pfropf läuft eine metallene Nadel; beim Gebrauche wird diese angefeuchtet, im Kalkstaube herumgedreht, und dann durch die im Munde gehaltene Kugel von gekauten Blättern gezogen, stets mit der Vorsicht, die Lippen nicht zu berühren, die sich selbst ein alter Coquero mit dem kaustischen Kalk verbrennen würde. Unfehlbar verdirbt aber der Kalk die Zähne, und deshalb haben die peruanischen Coqueros ein abschreckend schwarzes und kariöses Gebiß. Ein Arbeiter der gemeinern Klasse, zumal wenn er ein wahrer Indianer ist, braucht in den östlichen Provinzen täglich ein bis ein und eine halbe Unze Coca; der Ausschweifende bedarf das doppelte, bisweilen sogar bis vier Unzen.

Der bekannte Reisende F. Gerstäcker sagt von der Coca, indem er von seinem Aufenthalte in Cerro de Pacco (14,500' über der Meeresfläche) Nachricht gibt: „Die Coca ist eine niedere Pflanze, die ein dem Theestrauch nicht unähnliches Blatt trägt. Auch der Geschmack dieses Mittels ist fast dem Thee gleich, und mit einem Aufguß von kochendem Wasser liefert es ebenfalls einen ganz vortreflichen und starken, wohlschmeckenden Thee. In dieser Art benutzen die Bewohner der genannten Stadt die Coca aber nie oder doch nur höchst selten, sondern sie stecken sich eine Handvoll der getrockneten Blätter in den Mund und kauen dann nach Herzenslust so lange darauf herum, bis einzig und allein die feinen Stiele des Blattes übrig geblieben sind. Die Arroba (25 Pfund) kostet im Innern fünf Dollar und in Cerro wird sie schon mit fünfzehn Dollar bezahlt, also

zwei Mal so viel für Fracht, wie der ursprüngliche Werth der Waare beträgt.“

In Brasilien hat man meistens die Gewohnheit, die Blätter mittels Feuer rasch zu trocknen und noch heiß in thönernen Mörsern zu Pulver zu reiben, ein Verfahren, durch welches die Wirksamkeit sehr geschwächt wird. Die Peruaner, denen wohl Niemand in dieser Beziehung die Kennerchaft streitig machen wird, sind der Ueberzeugung, daß zu heftige Wärme auch die beste Coca ihres wirksamen Princips beraube, und daß die Aufbewahrung in warmen Klimaten sie bald unkräftig mache. Sie rechnen, daß selbst die Coca del dia nach zehn Monaten Bewahrung in warmen Gegenden nichts mehr tauge und daß sie in den kalten Andengegenden etwa 18 Monate sich halte. Aus dieser Ursache beobachtet man unter den Brasiliern nicht die Folgen der Coca wie in Peru, und findet auch viel weniger an ihren Gebrauch Gewöhnte. Schon sehr frühe entstand die Frage, ob es nicht besser und gerechter sein würde, die Coca auszurotten, da doch dem gemeinen Indianer unter den Incas der Gebrauch nie verstattet gewesen. Alle verständigen Männer entschieden die Frage wie zu erwarten war, und strenge königliche Befehle von 1560, 1563, 1567 und 18. October 1569 verboten geradezu die Verwendung der Indianer zur Kultur einer Pflanze, „die nur Abgötterei und Hexenwerk ist, nur durch Trug des Bösen zu stärken scheint, wie alle Erfahrene sagen, und keine wahre Tugend besitzt, wohl aber das Leben einer Unzahl von Indianern erfordert, die im besten Falle nur mit zerstörter Gesundheit den Wäldern entkommen.“ Wie alle gut meinenden Verordnungen wurden auch diese nicht gehalten, selbst nicht, als das zweite Concil von Lima, 1567, sich genau auf dieselbe Weise ausgesprochen.